

Wetter-Vorhersagen auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg.

Freitag, 6. Mai: Veränderlich, kühl, starke Winde, frisch-weiße Gewitter.

Table with weather forecasts for various regions (Hamburg, Berlin, etc.) including temperature and wind direction.

Magdeburg, 4. Mai. (Notizen aus Magdeburger Verein für Landwirtschaftl. Wissensch. Schmecker Sommerernte 250 M, Schirff 248 M, Rauvveigen bei 220 M begahlt.)

Waren- und Produktionsberichte. Hamburg, 4. Mai. Weizen loco fest, loco 172-183 M, ungel. loco 171 M.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Concurrenzachen, Zahlungs-einstellungen, etc. - Siegel-Acten C. m. b. H. in Acten, Reichsbank...

11. Ziehung der 4. Klasse 198. Königl. Preuss. Lottery.

Large table of lottery results for the 4th class, listing winning numbers and amounts.

Riehmärkte.

Berlin, 4. Mai. (Riehmärkte.) Es fanden zum Verkauf: 355 Rinder, 2614 Schafe, 8767 Schweine...

Central-Acte der Preussischen Landwirtschaftskammer.

Central-Acte der Preussischen Landwirtschaftskammer. 4. Mai 1888. a) für inländische Getreide...

11. Ziehung der 4. Klasse 198. Königl. Preuss. Lottery.

Large table of lottery results for the 4th class, listing winning numbers and amounts.

Central-Acte der Preussischen Landwirtschaftskammer.

Central-Acte der Preussischen Landwirtschaftskammer. 4. Mai 1888. b) Nach vorerster Ermittlung: Berlin, 236 1713, etc.



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntzschloß.

16] Roman von E. v. Wald-Jedtwig.

„Das geht nit, Hansel, das geht wirklich nit!“ rief Anne, nahm dem mit seinen schwarzen Neugelein gar erstaunt darein schauenden Vögeln das Freßnapfchen fort und deckte sein Bauer, wie alle anderen auch, mit einem blauen Tuche zu.

„So, nun aufgepaßt, sei Gelpakel gemacht.“ Anne setzte sich ernstesten Gesichts mitten in das Stübchen, rückte sich einen Korb mit zugeschnittenen Holzern handgerecht, begann mit einem groben Messer Quirle zu schnitzen und dazu pfiß sie hell und glockenrein, als ob ein gelehrter Musikus auf der Flöte spielte, die Melodie: „Neb immer Treu und Redlichkeit.“

In den Käfigen war es mäuschenstill, Nichts rührte sich, nur Hansel kraipelte ein wenig unter seinem Tuche. „Neb immer“ setzte Anne jetzt doppelt kräftig ein, Hansels geringen musikalischen Sinn dadurch mit Gewalt erweckend.

„Tü“ kam es unter einem Tuche vor. — „Tüü, tüü“ unter einem andern, die Thierchen übten erst, wie es ordentliche Sänger thun müssen, die Tonleiter. Marel brachte schon die Melodie bis zu „Neb“ ganz gut fertig. Dann aber tauchte bei dem gelehrten Pfäffchen eine alte Erinnerung an den „Jungfernkranz“ auf, die er zögernd verwerthete. Ein Sänger nach dem andern begann sich, hier stötte einer ein Stückchen des Liedes, dort einer ein anderes, bis endlich Marel ein „Neb immer Treu und Redlichkeit“ vom Anfang bis zum Schlusse pfiß, was Annes ganzes Herz entzückte.

Aber noch ein anderer Vogel, allerdings mehr lockerer Zeitig als Gimpel, hatte anscheinend für Anne unmerklich, in Wirklichkeit aber doch recht merklich eingestimmt; denn Fritz Zacher hatte „ebbes heimlich gefensterkt“ und die schmucke Gesangslehrerin in ihrem Amte unterstützt.

„Sollst Zuckerte haben, Marel,“ rief Anne jetzt, sich zu dem braven Vogel wendend.

„An i au,“ scherzte Fritz von draußen.

„Nix da, da könnt a Jedes getomme.“

„Na denn a Schmaßerl.“

„A Watschen un nix weiter,“ gab Anne zurück, aber Fritz ließ sich dadurch nicht abhalten, stürmte in das Zimmer, stahl sich sein Schmaßerl, erhielt dafür auch die veriprochene Watschen, die lachenden Mundes gegeben und lachenden Mundes empfangen wurde.

„Die Mutter,“ stieß Anne jetzt erschrocken hervor, als sich die Thüre öffnete.

„Nee, aber ein Anderer! Willst 'naus! 'Naus, sag i, un nix weiter!“ brüllte Karl, als er zu seinem Aerger Fritz erblickte und auf ihn zuströmen wollte.

„Ruhe, sag i! Gehst alle Weide 'naus!“ legte sich Anne ins Mittel.

„Z Du Findelkind! Z soll aus mei Mutter sei Haus 'naus gehel! Z Du —“ Karl, außer sich vor Wuth, wollte Anne beim Halle lassen und sie hinausziehen.

„Sattteres, Du Lump hast ja den Fritz vergessen! Das Mäble ist mei — mei — mei — un die bleibt — un i bleib — un Dich holt der Deibel!“

Karl Griebel flog vor die Thür, Anne aber warf sich weinend auf das Bett, und so gute Worte ihr Fritz auch geben mochte, sie antwortete ihm nicht und wehrte allen seinen Liebesworten.

Fritz lachte. „Un Du magst mi doch!“ damit ging er, denn sein Herr wollte ja reiten und zwar — er lachte still in sich hinein — mit der hübschen Pastorentochter, für die vor einigen Tagen ein Damen-Sattel aus München angekommen war.

„Guten Morgen, Fräulein, jetzt mache ich den Fuchs für Sie fertig,“ bearückte Fritz Zacher auf dem Schloßhofe Ludowica, die, ernst wie immer, in einer Entschlossenheit zeigenden Haltung dem rothen Flügel zuging.

„Den Fuchs? Für mich?“ fragte sie erstaunt. „Sie trennen sich wohl?“

„Ho — ho — — Entschuldigungen werden nicht angenommen!“ ließ sich in diesem Moment die heitere Stimme Ralfs vernehmen. Ludowica schrak zusammen und wollte sich entfernen.

Archibald stand am Fenster und seinem liebenden Scharfblick entging es nicht, daß Ludowica plötzlich Ralf ganz anders gegenübertrat, als sie es bisher gethan hatte.

„Ich bedauere recht herzlich, nicht mit Ihnen reiten zu können.“

„Aber Fräulein Ludowica, mit so die Freude zu verderben!“

„Ich habe wirklich Eile, Herr von Buntzschloß,“ sagte Ludowica hastig und entfernte sich.

„Ja, Himmel Donnerwetter, was ist denn nun auf einmal dem Mädel in den Kopf gefahren?“

„Ich weiß nit, Herr Lieutenant.“

„Scharfskopf! Giel! Dich frage ich nicht; Du bist auch noch da?“

„Ralf hatte gar nicht mehr an Fritz Zacher gedacht und maß ihn jetzt, nachdem er ihn angebognert hatte, lächelnden Blickes. „Ha — ha — ha — Frigel, Junge — nu mach nur nit gar so ein Lohgerbergesicht, ich mein's ja nit so böse, aber die Mädels — die Mädels — —“

„Meine au, Herr Lieutenant.“

„Deine au? Ha — — ha — — ha! — — Junge, dann reiten wir zwei Weiden zusammen!“ rief Ralf jetzt, durch seinen braven Frigel in beste Laune versetzt und bald darauf —

Ralf auf dem Damensattel, damit sich der Fuchs daran gewöhnen sollte, denn Ludowica würde ja doch noch Vernunft annehmen — ritten Herr und Burtsche auf dem weichen Sandwege dahin, hinein in den Wald, immer vorwärts — lustig vorwärts! — Ach, es gab doch nichts Schöneres, als so frank und frei im Sattel die Welt zu durchmessen! Keine Sorgen! — hm! — — wie war Ludowica aber doch so eigenthümlich — — und dann — — die Geldangelegenheiten mit Archibald waren auch noch nicht geordnet. Etwas Unwillkürliches wie Sorgen gab es für Ralf doch; auch wenn er zuweilen an die rothbraune Fifi dachte, empfand er einen Druck auf dem Magen.

„hm, wenn ich den Kerl mal allein treffe, das Herrgöttele soll ihm gnädig sein!“ hörte er eben Fritz Zacher hinter sich im Selbstgespräch.

„Für wen hast Du denn so einen freundlichen Wunsch, mein Frigel?“

Fritz Zacher erzählte jetzt ausführlich sein Verhältnis zu Anne und deren Pflegebrüder, was Ralf, den es freute, daß sich sein Burtsche hier so gut unterhielt, ungemein interessirte.

„Nun, und willst Du denn die Anne heirathen oder ist es nur so zum Poplangang?“

„Na freilich, Herr Lieutenant!“ rief Fritz voller Ueberzeugung.

„hm — — hm,“ Ralf lächelte still in sich hinein. Es wäre doch eine eigenthümliche Fügung, wenn Herr und Diener, die in diesen einsamen Winkel verschlagen wurden, dort ihre Lebensgefährtkinnen finden sollten, und zwar in den ersten beiden heirathsfähigen Wesen, die ihnen in Buntzschloß begegneten. Ralf verhielt unwillkürlich die Zügel. Dachte er dem wirklich ernstlich daran, Ludowica zu seinem Weibe zu machen? Erschien sie ihm nicht nur durch die Abgeschlossenheit der Umgebung so reizend und anziehend? Würde sie, wenn sie erst

seine Frau war, noch denselben Eindruck auf ihn machen? Und würde sie nicht doch, wenn er sie in die große Welt führte, gegen die großen Damen, gegen die Frauen der Mode gewaltig abstechen?

Ralf lächelte still vor sich hin. Abstechen würde sie vielleicht, aber vortheilhaft. Und heirathete er denn, um der Welt eine ihrer zweifelhaften Ansicht nach elegante und dicke Frau vorzustellen? „Wir heirathen unsere Frau für uns! Was, Frischchen?“ rief er gut gelaunt.

„Na freilich. Für wen denn sonst, Herr Lieutenant?!“ gab Zachner lachend zurück und folgte seinem Herrn, der dem Fuchs eine leichte Aufmunterung mit der Peitsche gab, davon galoppirte und sich dabei scherzweise wie ein kokettes Frauenzimmer im Sattel wiegte.

Ludowica war inzwischen unmittelbar nach der Unterredung mit Ralf zu Archibald gegangen, ohne die Aufregung, in der sie sich befand, so sehr sie es auch versuchte, ganz verbergen zu können.

„Wie geht es Deiner Mutter?“ fragte sie hastig. „Ich finde sie leidender wie sonst, Ludowica. Der plötzliche Tod des alten Fux hat sie alterirt.“ antwortete Archibald leiser als sonst, als ob ihm das Sprechen Mühe machte, was Ludowica jedoch nicht bemerkte. Wie mußte ihr Inneres beschäftigt sein! In anderen Tagen wäre ihr dies nicht entgangen. Archibald sah sie durchdringend an, ob sie nicht nach dem Grunde forschen würde, aber sie that es nicht, und das schmerzte ihn, wenn er es auch als eine Beruhigung empfand, denn es war ihm lieb, daß ihre Fürsorge für ihn jetzt sichtlich geringer geworden war.

„Ich habe Deine gute Mutter in der letzten Zeit so sehr vernachlässigt!“ rief Ludowica vorwurfsvoll gegen sich selbst. „Es waren der Aufregungen, der zerstreuten Momente zu viel —“ sie sah starr vor sich nieder. „Ich werde sogleich zu ihr gehen.“

„Bleibe jetzt, sie schläft.“ Es entstand eine Pause. Wie seltsam, als ob sie sich Beide nichts zu sagen hätten, und doch beschäftigte so Vieles ihre Herzen und ihre Gemüther.

„Das muß anders werden, Archibald,“ sagte sie nach einer Weile.

„Was, meine Ludowica?“ „Was? Unser ganzes Leben — das meinige wenigstens,“ setzte sie schnell und erröthend hinzu.

„Wie meinst Du das?“

„Ich habe mich selbst verloren, ich bin nicht mehr die Alte. Woran denke ich nicht jetzt, was früher ganz und gar außer dem Bereiche meines Denkens lag! — Dicht an Archibald herantretend, ersägte sie hastig seinen Arm. — „Und das ist nicht gut für mich! Ich fühle das, dieses weltliche Sein verwirrt mich — Alles leidet darunter — unser Haus — meine Schulkinder — Deine Mutter — Du — Du — Du auch, mein lieber, lieber Archibald.“ Das klang leidenschaftlich, Ludowicas Augen bligten, und um ihren Mund lag es tief schmerzlich.

Archibalds Herz schlug höher — einen Moment nur — dann klopfte es ängstlich. Sollte sie ihn doch lieben? Schön, wunderschön — aber furchtbar — unmöglich — hoffnungslos — verderbenbringend für sie und ihn!

„Und Du sagst nichts — kein Wort des Trostes?“

„Ach, Archibald! — Ich will Deine liebe, liebe Mutter wieder getrenntlicher pflegen.“

„Ich fürchte, lange wird es nicht mehr dauern.“

„Schweig, Archibald — nein — nein —“

„Es steht bei Gott.“

„Wir lesen wieder unsere Klassiker — wir treiben Englisch und Französisch — wir lesen deutsche Bücher — wir musizieren — botanisiren — durchstreifen wieder Wald und Flur wie unl — wie so oft wie zwei glückliche Kinder!“

Archibald strich ihr über das blonde Haar und sah ihr mit schmerzfüllter Zärtlichkeit in die Augen: „Man ist nur einmal Kind, Ludowica, die süße Zeit der unbefangenen Kindheit entflieht uns unbemerkt, und keine Macht der Erde bringt sie uns wieder.“

„O Gott! — Ach, Archibald!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Warum weinst Du, Ludowica?“ fragte er mit seiner matten, liebevollen Stimme.

„Ich weiß es nicht, Archibald, ich weiß es nicht!“

Er hätte es ihr sagen können, aber er schwieg. Die Knospe der Liebe, die sich in Ludowicas Brust zur vollen Blüthe ent-

falten wollte, war zu zart, selbst er durfte sie nicht berühren. Aber prüfen wollte er sie.

„Warum bist Du nicht mit Ralf geritten?“

„Nein — ich — ich wollte nicht,“ rief sie hastig.

„Und warum nicht, Ludowica?“

„Aber Archibald — mein lieber — einziger Archibald — ‚Schweig‘ — quäle mich nicht — verstehst Du mich denn nicht?“ Sie war aufgestanden, lehnte thränennden Auges an seiner Brust, als wäre dies der Platz, der ihr gehörte. Dabei nahm sie seine Hand und strich zärtlich darüber. „Mein guter — guter Archibald — wir müssen uns wieder enger aneinander schließen, dann ist Alles — Alles gut. Nicht wahr? Sag‘ doch, Archibald!“

„Du liebst,“ schwebte es auf Archibalds Zunge.

„Du bist auch jetzt immer so allein gewesen — das macht Dich traurig —“

„Aber Ludowica!“

„Ja, Archibald, Du warst traurig, ich sah, ich fühlte es mit bittersten Vorwürfen — und dennoch —“

„Du hattest den besten Willen und konntest es nicht ändern.“

„Ja — — ich — — ich hätte wohl — — wenn ich mich mehr um Dich bekümmert hätte — aber — —“

Archibald bebte. Sie liebte Ralf, und sie fühlte diese Liebe als einen Vorwurf gegen ihn — gegen Archibald — ihrem besten, ältesten Freund, und das war furchtbar. Diese Gewisheit bereitete ihr Folterqualen. Ludowica sah ihn schmerzlich bewegt ins Gesicht. Plötzlich erblickte sie, der Zug um ihren Mund vertiefte sich.

„Und Du siehst leidend aus.“

„Das thue ich immer.“

„Aber nicht so sehr wie jetzt.“

„Ich wachte manchmal bei meiner Mutter —“

„Wenn auch, das ist es nicht allein. — Archibald —“

Archibald — ich bereite Dir Kummer — ich — — Dein zweites Ich — und Du hattest Recht — — wie konnte ich so wenig treu sein?“

„Aber Ludowica, Du siehst zu schwarz.“

„Nein, ich hatte zu hell gesehen,“ sagte sie, düster vor sich hinblickend, mit starrem Gesichtsausdruck. „Aber es soll sich ändern. Wollen wir jetzt lesen, Archibald? Vielleicht in der Bibel, Du verstehst sie so schön nach allen Seiten hin auszulegen. Das Religiöse machst Du mir so klar, die philosophischen, tiefen Gedanken ziehst Du heraus, das Geschichtliche, das Geographische, das Sanitäre darin erklärst Du so prächtig.“

„Jetzt nicht, Ludowica.“

„Dann komm in den Wald! Ach komm! Du hast so lange nicht mehr mit mir botanisirt. Jetzt blühen die Ranunculaceen so schön.“ — Sonnenschein flog über ihr Gesicht, in den Mundwinkeln, in den Augen aber blieb doch noch ein Rest des Schmerzes.

„Auch das nicht, Ludowica. Aber Du sollst mir helfen. Ich bin eben dabei, Wetter Ralfs Verhältnisse zu ordnen.“

Ludowica erschrak bei Nennung dieses Namens. Ihre Hände schlangen sich nervös in einander und ihre Augen suchten den Boden. „Ach, laß doch jetzt, Ralf — ich wollte mich ja so gern einmal wieder ganz allein mit Dir beschäftigen, mein lieber, lieber Archibald — und — — nicht — nicht mit den Fremden.“ Ihre Stimme senkte sich mehr und mehr — sie sah zur Seite — sie log — Ludowica, sonst die verkörperte Wahrheit, log, um ihn — um Archibald zu schonen! Er sollte nicht wissen, daß sie Ralf liebte, weil sie ahnte, daß er selbst sie liebte und es deshalb tief betrüben und sein Unglück noch vergrößern würde.

„Und doch, Ludowica, es ist nöthig — — ich muß die Sache ordnen.“ Archibald sprach, als ob er das Wort an ein fernes, unsichtbares Wesen richtete, sein Blick schweifte düster ins Leere und mit wankenden Knien ging er auf den Tisch zu, wo die Ralfs Angelegenheiten betreffenden Papiere aufgeschlagen lagen.

Ludowica sah ihn forschend an. Was ging in diesem Archibald nur vor? Das klang fast, als ob er es eilig hätte, seine letzte Willensmeinung niederzuschreiben? Fühlte er sich so krank? Angegriffener als gewöhnlich? Und sie hatte das nicht geahnt?! Ja, sie war blind für Archibald geworden und daran trug nur Ralf die Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bergbahn Eine Lustige Naturwunder In übertragene recht und welcher schon haben, trigtität Raum graphen die unter durch die ihn dann ta Modula hin hör ihn hin liebig zauberte reiche Details Un bemühte an einer Bild v Deutsch geitrette Szzepea heit au wendum W reichung Selens ringen wenn e Strom gegenfese Ein und G Grad v „Selen der and durch n Punkte D beleucht kontrast fällt, e einer se farbe b nur ein Streife spiegelu bilbet. ersten reflektiv bemessen den Dr Stärke wo ein stand ü spiegel magnet verlegt. Zeit in welche



[Nachdruck verboten.]
Entdeckungen und Erfindungen.
Technische Revue.
 Von Rudolf Curtius.

Das Teleelektroskop von Jan Szejpanik. — Färbungen ohne Farbstoff. — Eine Bergbahn nach dem neuen Eldorado am Klondike. — Die höchste Brücke der Welt. — Eine Luftballonseisenbahn. — Zapfen aus Aluminium. — Wasser als Sprengstoff.

Aus den letzten Monaten können wir wieder über eine große Fülle von hervorragenden Neuheiten und Fortschritten auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete berichten.

Im Vordergrund des Interesses steht, alles andere weit überragend, das in der letzten Zeit vielgenannte, theilweise indeß recht ungeheißt beschriebene „Teleelektroskop“ (Jan Szejpaniks*), welches das Problem der elektrischen Bildübertragung, über das schon so viele bedeutende Erfinder sich den Kopf zerbrochen haben, als erster in befriedigender Weise gelöst hat. Die Elektrizität hat uns wie keine andere Naturkraft die Grenzen von Raum und Zeit überwinden gelehrt. Dem elektrischen Landtelegraphen folgten in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts die unterirdischen Kabel, welche auf Laufende von Meilen hin durch die in ewige Nacht gehüllten Abgründe des Weltmeeres die ihnen übergebenen Botschaften mit Blitzesschnelle übertragen; dann kam das Telephon, welches das gesprochene Wort mit allen Modulationen der Stimme im Augenblick auf weite Entfernungen hin hörbar macht, der Phonograph, der uns gestattet, eine in ihn hineingeprobene Rede oder hineingelungene Arie nach beliebig langer Zeit naturgetreu wiederzugeben und schließlich zauberte uns der Kinetograph das lebensvolle, bewegungsreiche Abbild eines bemerkenswerthen Vorganges mit allen Details vor die Augen.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß man sich bemühte, auch die Lichtwellen elektrisch weiter zu leiten, um sie an einem weit entfernten anderen Orte dem Auge wieder als Bild vorzuführen. Erst vor wenigen Monaten war es dem Deutsch-Amerikaner Hummel gelungen, dem seit 50 Jahren angestrebten Ziele um einen Schritt näher zu kommen; aber erst Szejpaniks Erfindung weist denjenigen Grad von Vollkommenheit auf, welcher die Grundbedingung der praktischen Verwendung ist.

Wie alle seine Vorgänger, bedient Szejpanik sich zur Erreichung seines Zieles der eigenthümlichen Eigenschaft des Selens, eines in fast allen schwefelhaltigen Erzen in geringen Mengen vorkommenden nichtmetallischen Elementes, das, wenn es in eine elektrische Stromleitung eingeschaltet ist, dem Strom einen größeren oder geringeren Leitungswiderstand entgegensetzt, je nachdem es schwächer oder stärker beleuchtet ist.

Eine eigenartige Anordnung des Selens zwischen Metallen und Glimmerplättchen, durch welche das Ganze einen hohen Grad von Empfindlichkeit gegen Licht bekommt, nennt man eine „Selenzelle“. Diese ist der eine Hauptbestandtheil des Apparates; der andere Theil ist im Wesentlichen eine Spiegelvorrichtung, durch welche das Bild eines aufzunehmenden Gegenstandes in Punkte zerlegt wird.

Der ganze Vorgang ist nun folgender: Von einem grell beleuchteten Gegenstande zeichnet eine lichtstarke Sammellinse ein kontrastreiches Bild, welches auf einen sogenannten Linienspiegel fällt, einen Spiegel, dessen reflektierende Fläche mit Ausnahme einer schmalen geraden Linie mit einer undurchsichtigen Deckfarbe belegt ist. Es spiegelt sich auf dieser Linie also immer nur ein schmaler Streifen des Bildes. Der Reflektor dieses Streifens fällt auf einen zweiten ebensolchen Spiegel, dessen spiegelnde Linie aber mit jener des ersten einen rechten Winkel bildet. Durch diese Einrichtung wird von dem Linienspiegel des ersten Spiegels nur ein kleines punktförmiges Quadrat weiter reflektirt, das nun auf die Selenzelle fällt, deren Widerstand so bemessen ist, daß sie, wenn sie im Dunkeln ist, einem zwischen den Orten A und B gesendeten elektrischen Strom von gewisser Stärke den Durchgang nicht mehr gestattet. Im Moment aber, wo ein Lichtstrahl die Selenzelle in A trifft, wird dieser Widerstand überwunden, und ein Strom fließt nach B. Beide Linienspiegel werden nun in A durch den Inter eines Elektromagneten in äußerst schnelle und gleichmäßige Schwingungen versetzt. Dadurch wird das Linsenbild in überraschend kurzer Zeit in zahllose Lichtpunkte von verschiedener Helligkeit zerlegt, welche auf die Selenzelle wirken und dadurch den in der Leitung

* Die Curtius'schen Ausführungen über das Teleelektroskop dürften auf besondere Vollständigkeit und Genauigkeit Anspruch haben, da diese von dem Erfinder dem Autor persönlich gemacht sind.

circulirenden Strom halb abschwächen, halb verstärken, je nachdem in A eine dunklere oder hellere Stelle des aufzunehmenden Gegenstandes auf die Selenzelle einwirkt. In B dienen nun diese Ströme dazu, eine Öffnung in dem undurchsichtigen Schirme einer starken elektrischen Lampe je nach der Stärke des gerade anlangenden Stromes zu erweitern oder zu verkleinern; es strahlen also von dieser Lampe jeweilig genau so große Lichtmengen aus, wie in A auf den dortigen Apparat eingewirkt haben. Das Licht der Lampenöffnung fällt nun wieder auf zwei genau so wie in A angeordnete Linienspiegel, welche mit den in A befindlichen in elektrischer Verbindung stehen und bis auf den minimalsten Bruchtheil einer Sekunde in demselben Takte und derselben Richtung schwingen wie jene. Dadurch aber werden, wenn man in der Reflektionsrichtung des zweiten Spiegels einen weißen Schirm anbringt, auf diesen Lichtpunkte geworfen, welche hinsichtlich ihrer Lage und Helligkeit genau den Bildpunkten des in A aufgenommenen Gegenstandes entsprechen.

Die Lichtpunkte folgen einander so schnell, daß sie dem Auge, welches die Eindrücke auf die Netzhaut noch eine kurze Zeit festhält, zugleich zum Bewußtsein kommen und das gesammte genaue Bild des in weiter Ferne aufgenommenen Gegenstandes darbieten. Ersetzt man nun den weißen Schirm durch eine hochempfindliche photographische Negativplatte, so braucht man diese dann nur in der gewöhnlichen Weise zu entwickeln, um ein zur beliebigen Reproduktion geeignetes photographisches Negativbild zu erhalten.

Es mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben, sich die Tragweite der Erfindung auszumalen, wenn es gelingt, künftighin z. B. ein Bild der gerade stattfindenden Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin fast im selben Augenblick in Wien sichtbar zu machen, ganze Blattseiten einer Zeitung mit wichtigen Nachrichten blitzschnell nach einem fern gelegenen Orte zu übermitteln, wichtige Urkunden oder Photographien schwerer Verbrecher in kürzester Frist den Polizeibehörden der Großstädte und wichtigen Hafenplätze mitzutheilen. Wenn nun auch die Erfindung in manchen Punkten vielleicht der vervollkommnung noch fähig und deren noch bedarf, verdient sie doch jedenfalls das von ihr erregte Aufsehen in volstem Maße.

Seit kurzer Zeit kommen im Handel allerliebste Luxuspapiere vor, deren irisirender Farbenglanz in allen Nuancen des Regenbogens den Beschauer geradezu entzückt, jedoch, was das sonderbarste ist, ohne jede Anwendung von Farbstoffen hergestellt sind. Die Fabrikation derselben beruht auf den Gesetzen der Interferenz der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, mit welchen wohl jeder von uns als Kind oftmals unbewußt ein unterhaltenes Experiment gemacht hat. Eine Seifenblase, das beliebteste Spiel der Jugend, ist zunächst farblos. Wenn sie sich durch die hineingetriebene Luft ausdehnt und dünnrandiger wird, erglänzt sie zunächst in vollen und grünen Farben, welche bei noch weiterer Ausdehnung durch die ganze Skala des Regenbogens in hellblau bis violette Töne übergehen. Dieselben Interferenzfarben entstehen, wenn eine Seifenlösung, Petroleum, ölige Substanzen, kurz, alle Flüssigkeiten von geringerer Oberflächenspannung als das Wasser sich auf der Wasseroberfläche in dünnster Schicht ausbreiten. Der Pariser Physiker Charles Henry stellt nun die Irisfarben her, indem er Papiere, welche vorher auf das sorgfältigste geglättet sein müssen, am Boden eines mit Abflaßröhren versehenen Troges ausbreitet, mit Wasser übergießt und dann auf die Oberfläche desselben einige Tropfen der die Irisfarben hervorruhenden Substanz fallen läßt. Die irisirende Schicht breitet sich auf der Wasseroberfläche aus und erhält erst durch sanftes Schütteln, dann durch die Schallwellen einer Violine oder eines anderen Musikinstrumentes die gewünschte Dicke oder, besser gesagt, Dicke. Hierauf wird das Wasser vorsichtig abgelassen und die farbenschildernde Schicht schlägt sich dann auf dem Papiere nieder, welches nunmehr getrocknet wird.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Der Frühling kommt.

Blauer Duft auf Feld und Wiese,
 Weiches Wehen wie ein Kuß,
 Und ein schlafwacher Niese
 Dehnt und schüttelt sich der Fluß.



Wie er über beide Ufer
Tiefend seine Arme reckt,
Ist auch er ein Frühlingsrufer,
Der die letzten Schläfer weckt.

Auf! der König ist gekommen,
Und sein Weg ist Sieg und Glanz,
Und er hat Bestig genommen,
Schmückt sich mit dem Friedenstranz.

Mit dem Grün der jungen Zweige,
Mit den Blüten bunt dazwischen,
Kommt er die umdrängten Steige,
Hell in hellem Sonnenschein.

Licht und Leben, Luft und Leben,
Singen, Lachen, Paar zu Paar.
Liebe geht im Kranz daneben,
Schönste in der Schönen Schar.

Dorcht ein schüchtern Kind herüber,
Stümt ein lecher Knabenschritt,
Liebe steht es, winkt hinüber,
Und sie gehn im Reigen mit.

Immer war's so Frühlingsweise,
Alles schlüpft aus Schlaf und Nest,
Jüngling träumen sich die Geisse,
Und die Jugend lebt ein Fest.

Gustav Falke.

Prinz: zurück in Kanton. Aus London schreibt man: Prinz Heinrich hat sich in Kanton (China) schnell die Herzen erobert. Dies kommt deutlich zum Ausdruck in einer für englische Verhältnisse auffallend sympathisch gehaltenen Charakterstudie des Prinzen, welche eine Korrespondenz der Daily News aus Kanton enthält. Es heißt darin: Prinz Heinrich hat hier ungemeine Sympathien gewonnen. Seine eigenen Laadeflut erblinden in ihm den Typus eines deutschen Fürstensohnes, während die Engländer in seinem Wesen Eigenschaften finden, in denen sie mit Befriedigung Aeußerungen des englischen Blutes erkennen, das in seinen Adern fließt. Die bisher üblichen Ansichten über deutsche höfliche Umgangsformen werden durch die überaus einfache und ungezwungene Art des Prinzen und seines Gefolges in wohlthuernder Weise widerlegt. Und da nach englischen Anschauungen das Fehlen nichtsagender Formen die beste Form ist, wahrhaft gute Manieren sich durch das Vermeiden alles Manieriten kennzeichnen, so ist die Beliebtheit des Prinzen leicht verständlich.

— Er macht vor Allem den Eindruck vollkommener Geländtheit. Sein hoher Wuchs, sein blonder Bart, seine lebhafteste Gesichtsfarbe sind die äußerlich sichtbaren Zeichen durch und durch gesunder Männlichkeit. Ein Blick auf ihn giebt Einem die Gewißheit, daß dieser Kopf frankhafter, verschrobener Gedanken unfähig ist. Gefunder Menschenverstand, Freimuth, Unerfrockenheit und Wohlwollen sprechen sich in jedem Zuge aus. Die classischen Bewegungen eines athletischen Körpers in voller Lebensblüthe vereinigen sich bei ihm offenbar mit der ruhigen Heiterkeit eines Geistes, der sich selbst vertraut, aber mit der Bescheidenheit dessen, der etwas gelernt hat und über ein solches Wissen gebietet. — Der Prinz scheint die Sympathien, die die englische Colonie ihm entgegenbringt, zu erwidern. Er verfehlt fast ausschließlich im Hongkong-Klub, vielleicht weil er dort jene vollendete Gastfreundschaft findet, die auch einen fürstlichen Gast als habitus behandelt und ihn weder durch hartnäckiges Anstarren belästigt noch mit Unterthänigkeit langweilt. Prinz Heinrich scheint sehr zufrieden damit, daß man ihn gleichsam unbemerkt kommen und gehen läßt und es ihm dadurch ermöglicht, sich im Klub wie zu Hause zu fühlen. Neulich kam er an die bar und verlangte Whisky mit Soda. Der Anabe schänkte das übliche kleine Gemäß Whisky ein und wollte eben Sodawasser hinzugeben, als der Prinz fragte: „Was soll das sein?“ „Whisky, Sir.“ „So, na warum hörst Du denn auf? Hab nur keine Angst. Schänke ein, bis ich „Ealt“ sage!“ — Bei einem Radrennen siegte Prinz Heinrich, bei einem anderen stürzte er, jedoch sein Bicycle zerbrach, er selbst jedoch nicht weiter verletzt wurde. Ein englischer Artilleriehauptmann, der hinter ihm war, sprang ab und fragte, ob der Prinz ernstlich Schaden genommen habe. „Keine Spur“, war die Antwort: „und wenn auch, lassen Sie sich nicht aufhalten, denken Sie an Ihren eigenen Sieg.“

Eine Frosch-Exportschlächtereier an der niederländischen Grenze. Die „Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden“ schreibt: Die französischen Frosche sind trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit durchaus nicht im Stande, so viele Schenkeln zu liefern, daß die Mägen der großstädtischen Gourmets seinen Kugel mehr verspürten, und da die germanischen Frosche den deutschen Kritikern und Romanikern bei Ausbrüchen lenziger und sommerlicher Empfindungen wirklich unentbehrlich sind und deshalb gesetzlichen Schutz genießen, so bleibt den Pariser Boulevardfroschen nichts Anderes übrig, als ihre Froschanleihen in beleuchteten Nachbarstaaten und namentlich in den Niederlanden zu machen. Belgische Agenten besorgen dieses Geschäft. Bei Arel, in der Nähe der belgischen Grenze, haben sie eine Frosch-Exportschlächtereier errichtet, deren Einrichtung jedem Tierschwärmer wirklich Lohn spricht. Zwar kündigt kein buntes Aus-

hängeschild von dem unheimlichen Gewerbe, aber das Gequale, welches aus drei ziemlich tiefen Lämpeln emporsteigt, spricht dafür um so lauter. In jedem dieser Lämpel steht ein Mensch, oder besser gesagt ein Unmensch, der die Frosche mitten durchschneidet. Das Hintertheil wirft er anderen Gefühlsunmenschen zu, welche es abhäuten, an Stöckchen reihen und dann in Eis verpacken, worauf die Verfertigung sofort stattfindet. Das Vordertheil der armen Frosche, bestehend aus Kopf, Brust und Vordertheilen, wird auf Haufen rings um die Lämpel geworfen. Da die Thiere bekanntlich ein zähes Leben haben, bietet sich dem Beschauer ein Bild, wie es scheußlicher nicht gedacht werden kann. Sechs bis sieben Stunden kriecht und zapfelt die schleimige Masse noch, die Müler klappen auf und zu, doch kein Ton entsteht ihnen — ein belehrendes, sittenerhebendes Bild für die Dorfjugend! Es wäre zu wünschen, daß die Viehhaber von Froschschenkeln solchem Gemegel nur einmal beiwohnten; wenn sie nur einen Funken Mitleid für gequälte Thiere haben, muß ihnen der Appetit danach für immer vergehen.

Ein Brigantensstückchen aus dem Centrum Brüssels. Im Mittelpunkt der Belgier-Hauptstadt hat sich nächstlicherweile ein Räuberstücklein abgepielt, wie es „prompter“ in den entlegensten Wäldern der Herzoginina nicht hätte vollführt werden können. In der belebtesten Gegend Brüssels liegt die Straße „des Grands Carmes“; dort wohnt in Nr. 17 eine alte Dame, Mme. Vertongen, die das Geschäft des Zimmervermietens betreibt. Zwischen ein und zwei Uhr Nachts wurde Mme. Vertongen durch ein Geräusch an der Hausthür geweckt. Sie erhob sich, öffnete das Fenster und bemerkte einen Mann auf dem Trottoir vor ihrer Wohnung. Sie wollte gerade hinuntergehen, als einer ihrer Miether die Treppe heraufkam und eintrat. In dem Glauben, daß dieser der Unbekannte auf der Straße gewesen, begab sie sich wieder zur Ruhe, als von Neuem Schläge gegen ihre Hausthür geführt wurden. Diesmal ging Mme. V. hinauf und öffnete, sogleich stürzten sich zwei Menschen auf sie. Während der eine ihr ein Taschentuch in den Mund steckte und ihr ein Messer auf die Brust setzte, entriß ihr der Andere die brennende Lampe und verlangte die Geldbörse. Mme. V., halb erstarrt, zeigte den Banditen an, daß sich ihre Baarschaft in Höhe von 600 Fr. in der Tasche eines ihrer Kleider befände. Die Uebelthäter bemächtigten sich sofort des Geldes und entfernten sich, indem der eine die brennende Lampe der Mme. ins Gesicht schleuderte. Es erfolgte natürlich eine Explosion, und die Unglückliche stand im selben Augenblick in hellen Flammen. Glücklicherweise gelang es ihr noch rechtzeitig, sich des Feuers zu erwehren. Man schickte zur Polizei. Diese eilte an den Thatort und stellte mit Mme. V. ein genaues Verhör an. Auch die Staatsanwaltschaft beschäftigte sich eifrig mit dieser Angelegenheit, doch gelang es ihr bis zur Stunde noch nicht, den Missethäter auf die Spur zu kommen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Ein hohes aktuelles Interesse in Bild und Wort bieten die neuesten Nummern der beliebten Zeitschrift „**Ueber Land und Meer**“. Zu dem Bildniß des Fürsten Bismarck nach der letzten photographischen Aufnahme gesellen sich zahlreiche Ansichten aus dem Schloßwalde, dem Aulbesitz des eisernen Kanzlers. Die Zeiten des ersten deutschen Parlaments rücken eine Sitzung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und die Porträts der bedeutendsten Parteiführer vor die Augen. In ideellem Zusammenhang mit diesen Vorläufern der deutschen Einheitsbestrebungen stehen die Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben, den Schöpfer des Nationalanges „Deutschland über Alles“. Der Sohn des Dichters theilt über denselben mancherlei bisher nicht bekannte Dinge unter Beifügung hier zum ersten Male veröffentlichter Autogramme mit. Den Porträts des dänischen Königspaares, das am 30. Geburtstags des Königs Christian IX. (3. April) einen wahren Fürstentag um sich versammelt haben wird, gesellen sich als besonders künstlerisch ausgefallene Beilage die Bildnisse des jüngsten fürstlichen Brautpaares hinzu, der Prinzessin Pauline von Württemberg und des Erbprinzen Friedrich zu Wied, und auch sonst ist die Porträtgalerie mit der Vorführung hervorragender Zeitgenossen reich besetzt. Besonders instruktiv erscheint eine Plauderei, die uns fesselnde Einblicke in das Getriebe der großen internationalen Reisebureaus gewährt, und nicht minder interessant ist der reich illustrierte Aufsatz über das Training der Rennfahrer. Neben dem neuen Roman „Bon zarter Hand“ von Johannes Richard zur Neubege, der mit seinen Werken „Kismet“ und „Quitt“ sich sofort einen Platz in der vorderen Reihe der deutschen Romanistik erwirbt, bringt „Ueber Land und Meer“ noch eine launige Novelle von Hermine Willinger „Einschränkung“. Damit ist der Inhalt noch nicht erschöpft, aber das Angeführte wird genügen, die unübertroffene Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit dieses trefflichen und wohlfeilen Unterhaltungs-Journals (vierteljährlich 3,50 Mk., jedes 14tägige Heft nur 60 Pfg.) überzeugend darzutun.

